

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Naturgeschichte

Allgemeines Schweigen. Der Bettler ergabte sich an der Beschämung des Mannes, dessen Mißthaten er einen Augenblick früher vergebend angefleht hatte. Michel schien wie von einem Traum zu erwachen, und Dr. Lefebure machte seine Betrachtungen und brach das Stillschweigen mit den Worten:

— Vor so vielen Beweisen ist der Zweifel fast unmöglich, und Dr. Loisel wird klug handeln, nicht weiter zu läugnen.

— Das werden wir später sehen, murmelte dieser; in jedem Falle handelt es sich jetzt nicht von dieser Sache.

— Sie verzeihen, mein Herr, erwiderte der Friedensrichter, ich bin gekommen . . .

— Sie sind gekommen, unterbrach ihn Dr. Loisel, dessen Verwirrung in Zorn aufgeartet war, um einen Dieb zu arrethieren.

— Zwei Diebe, sagte Franz. Es sind deren zwei, Dr. Maire. Der kleine, der Früchte stiehlt, um nicht Hungers zu sterben, und der große, der Louilb'or unterschlägt, um Eigenthümer zu werden.

Dr. Loisel machte eine ungeschickliche Bewegung.

— Ob! ich fürchte Sie nicht mehr, fuhr der Rouleur fort, dem das Vergnügen der Rache die Wunden vergessen machte. Von Herzen gerne erscheine ich vor Gericht, wenn wir nur miteinander vorkommen. Ah! er ist mittelstlos für arme Sünder und er handelt schlechter als sie; er spricht vom Strafgesetzbuch für die andern, wenn er es selbst fürchten sollte. Er will seine Rechte geltend machen; . . . nun gut! allein Dr. Michel wird auch die seinigen geltend machen. Mit dessen Vaters Geld ist das Gut Viviers gekauft worden; Alles ist sein Eigenthum; unser Maire ist ruiniert und wird eingekerkert werden. Ah! ah! Schreiben Sie, Dr. Friedensrichter, schreiben Sie. Keine Gnade für Diebe! Man muß ein Strampel Natuirer.

Diesmal schwieg Dr. Loisel; sein Hochmuth war gedemüthigt unter so vielen unvorgesehenen Stößen; er war auf einen Stuhl niedergesunken, ließ die Hände hängen und senkte den Kopf. Dr. Lefebure begab sich mit Michel bei Seite, und beide sprachen lebhaft mit leiser Stimme. Endlich lebten sie miteinander zu den andern.

— Dr. Loisel sieht nun, daß ich Recht hatte, sagte Ersterer in einem Tone, dessen Traurigkeit die Strenge milderte. Jedermann hat Nachsicht vorzuziehen, und vor Allem muß man sich an die Worte Christi erinnern: »Thue einem Andern

nicht, was du nicht willst, daß man dir thue.« Wenn Dr. Michel das Strafgesetzbuch für sein Evangelium hielt, so könnte er seine Rechte streng geltend machen.

— O! fürchten Sie das nicht, unterbrach der junge Mensch, indem er sich an Herrn Loisel wendete. Um nichts in der Welt möchte ich Madame Darcy und Fräulein Kosine betreiben.

— Das beweist, setzte der Friedensrichter abschließend bei, daß gewisse Leute lieber einen Fehler verzeihen als dessen Strafe auf Unschuldige übergeben sehen. Uebrigens hoffe ich, daß sich Alles ohne Scandal ausmachen wird; wenn der Dr. Maire nur einigermaßen willfährig ist.

Dr. Loisel ermannte sich und sein Blick schien den Einen seiner zwei Mitsprechenden zu fragen.

— Was wollen Sie? fragte der Friedensrichter leise und hastig? Sie kennen die Zuneigung des Herrn von Villiers für Ihre Nichte, eine Heirath würde die Interessen beider Familien vereinigen und das Vergangene vergessen machen.

Dr. Loisel schien unschlüssig zu sein.

— Bedenken Sie, daß Ihre Vermögen und Ihre Ehre im Spiel sind, versetzte lebhaft Dr. Lefebure. Die Beweise, welche der Rouleur an Tag gebracht, sind für die Richter zu überzeugend, wenn ein Prozeß zwischen Ihnen und Herrn von Villiers entsände, als daß Sie nicht unterläßen. Vermeiden Sie denselben durch Ihre Einwilligung, welche Ihre Schwester und deren Tochter glücklich machen wird; die guten Antriebe sind auch bisweilen gute Berechnungen.

Sei es Scham, sei es Rührung, Dr. Loisel konnte nicht antworten, allein mit der Hand gab er Zeichen der Einwilligung und verschwand aus der Hütte.

Die gegen den Rouleur gerichtliche Untersuchung wurde aufgegeben.

Michel von Villiers heirathete einen Monat nachher das Fräulein Darcy, welche ihm als Mitgift einen werthlichen Theil der Einkünfte von Viviers mitbrachte. Das Publikum bewunderte die Freigebigkeit des Herrn Loisel, und Michel überließ ihm deren ganzes Lob, und verschwieß die ehemals durch Wilhelm gemachte Hinterlage, allein nie vergaß er den Dienst, den ihm Franz geleistet hatte, und Dank seiner Unterstützung konnte Letzterer seine Tage beschließen, ohne wieder der nachtheiligen Versuchung des Glendes ausgefetzt zu sein.

Naturgeschichte.

Der Guirapunga und der geschöpfte Rackling.

Der gütige Schöpfer hat, so weit unsere Blicke reichen, seine Gaben mit gerechter Hand vertheilt. Er hat nicht Allen Alles verliehen, sondern das eine seiner Geschöpfe durch Auser, das andere durch innere Vorzüge ausgezeichnet. So ist es fast durchgehende Regel, daß diejenigen Vögel, die ein schönes Gefieder haben, wie die Papageien, Colibris, Paradiesvögel, Pfauen u., nur rauhe und unangenehme Schreie hervorbringen, während die melodischen Sänger, welche unsere Gärten und Wälder erheitern, wie die Nachtigall, die Grassmücke, die Amsel und Drossel in ganz einfachem Gewand einhergehen. Selbst die Canarienvögel, diese armen Verbannten, welche so schön singen, haben nur ein einfaches gelbes Gefieder.

Die beiden Vögel unserer Abbildung wohnen in den Wäldern Brasiliens. Der Guirapunga

gehört zu den Weichschnabeln. Das Männchen, welches unser Bild in hochzeitlichem Schmuck vorstellt, hat auf dem Kopf eine Haube von der Farbe des spanischen Tabaks; der hintere Theil des Halses und seine Seiten, Rücken, Schultern, Schwanz und alle untern Theile sind weiß, leicht hellgrau überlaufen; Gurgel und Vorderhals sind nackt, und an diesen Theilen hängt ein Bündel fleischiger, wurmförmiger Anhänge, deren Farbe dunkel ist. Die Flügel sind schwärzlich, Schnabel und Füße schwarz. Das Weibchen ist grünlich und hat keine fleischigen Anhänge an der Kehle.

Dieser Vogel, der etwas größer als eine Drossel ist, fällt dem Fremdling in den brasilianischen Wäldern durch seine sonderbare Stimme auf. Diese thut nämlich sehr laut, wie Hammerschläge auf einer zersprungenen Glocke. Sie läßt sich aber nur während des Sommers, d. h. für Brasilien im Dezember und Januar vernehmen, deswegen die Portugiesen den Vo-



gel Averno, nämlich Sommervogel nennen. Er nährt sich von Insekten und weichen Früchten, und macht zur Zeit der Reife gewisser Beeren kleine Reisen in die Gehölze, wo diese wachsen. Am liebsten hält er sich in Gebüsch, nahe an Gewässern und Sümpfen auf.

Auffallender als der Hauptschmuck des Guirapunga ist der des geschöpften Raklings. Er zeichnet sich dadurch von allen bekannten Vögeln aus. Der Kopf und die Schnabelwurzel sind mit einem großen Federbusch geziert, dessen Federn gerade aufwärts in die Höhe steigen. Die Schäfte sind weiß und steif und endigen mit einem Büschel langer schwarzer Härte, welche fächerförmig sich ausbreiten, und wie ein Schirm den Kopf beschatten; die Federn an der Schnabelwurzel sind kürzer und ihre Schäfte feiner. Der Busch ist um so ausgedehnter als die Federn oben sich selbst drängen. Die Seiten des Halses sind nackt, aber am Halse sitzt ein anderer langer Federbusch. Der Schwanz ist

lang, leicht abgerundet, das ganze Obergefieder ist tief schwarz; nur die Federbusche am Kopf und am Halse sind violett metallisch glänzend. Beim Weibchen ist der Federbusch an der Kehle kürzer und der auf dem Kopf kaum ausgebreitet.

Beim gefiederten Geschlechte sind die Männchen überhaupt hübscher und gepugter als die Weibchen; die Moden wechseln nie: wie sich die Vögel im Paradiesgarten getragen haben, so tragen sie sich noch heut zu Tage. Was würden unsere Damen und Puhändlerinnen dazu sagen, wenn durch eine Revolution, verhafter als je eine, die wir erlebt haben, eine solche Lage der Dinge beim menschlichen Geschlechte sich gestaltete?

Der geschöppte Rakling lebt gesellschaftlich in den Flußwäldern am Solimonus in Brasilien bei Foutebova, und hat ohngefähr die Größe einer Dohle. Er nährt sich von Insekten, vielleicht auch von kleinen Thieren, Mäusen, Vögeln und Eidechsen.

Verlegenheiten eines Bücherwurms.

(Mit einer Abbildung.)

Es gibt bekanntlich einen Wurm, der sich in alten modernden Büchern aufhält, sie der Länge und Breite nach durchhöbert und durchfrisst, aber doch darum nicht um ein Haar klüger wird. Diesem Geschöpfe vergleicht man eine Klasse von Gelehrten, die oft eine erstaunliche Masse von Wissen in ihr Gehirn gepropft haben, aber darum doch keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken können. Sie haben Alles gelernt, nur das nicht, wie sie sich in der Welt benehmen sollen; sie können den Stuhl in sieben Sprachen nennen, vermögen aber nicht mit Anstand darauf zu sitzen; kennen in dem alten Rom und Griechenland jeden Winkel, können sich aber in den Straßen ihrer Vaterstadt nicht zurecht finden; werden in allen Recensionen in den Himmel erhoben, in ihrem Hause aber dienen sie durch ihre Einfalt und ihr linksches Benehmen zum Gespötte ihrer eigenen Dienstboten.

Nichts ist possertlicher, als wenn solche Zwittergeschöpfe von Gelehrsamkeit und Stumpfsinn einmal aus ihrer Studirstube hinaus in die Welt kommen oder in eine Gesellschaft fein gebildeter Menschen gerathen, zu denen sie doch so gerne gezählt sein möchten. Da ist es ihnen, als wenn sie auf einmal in ein ganz anderes Element versetzt worden wären; sie schnappen,

wie die aus dem Wasser gezogenen Fische, nach Luft, und gerathen, da sie von Allen, was sie gelernt haben, hier nichts brauchen können, in eine Verlegenheit, daß sie nicht mehr wissen, wo sie Hände und Füße lassen sollen.

Ein solcher Weiser war der gute Junge, der uns in Folgendem einen Abriss seiner Lebensgeschichte zum Besten gibt.

„Mein Vater, so beginnt er seine Erzählung, war ein armer Pächter, der nicht mehr gelernt hatte, als was man auf einer Dorfschule profitiren kann; als aber meine Mutter mich bei ihrem Tode als einziges Kind hinterließ, beschloß er, mir diejenigen Vortheile zu verschaffen, die nach seiner Meinung ihn glücklich gemacht haben würden, nämlich eine gelehrte Erziehung.

„Ich wurde auf die Schule eines Landstädtchens geschickt, und bezog dann die Universität, in der Absicht, mich zu einem geistlichen Antehinaufzustudiren. Da mein Vater mir nur sehr spärlich mit Geld nachhelfen konnte und ich von furchtsamer und blöder Natur war, fand ich keine Gelegenheit, meine angeborne Schüchternheit abzulegen, welche die Ursache alles meines Unheils wurde, und die ich, wie ich fürchte, in meinem Leben nicht mehr los werde.

Ich darf sagen, daß ich nicht übel gewachsen bin und besonders ein recht hübsches blondes Flachshaar habe; aber ich bin dabei von so außerordentlicher Menschenscheue, daß bei der geringsten Ursache mir alles Blut in die Wangen

steigt, so daß ich beinahe einer Essigrose gleiche. Da ich diese unglückliche Eigenschaft sehr wohl an mir kannte, vermied ich geflissentlich alle Gesellschaft und ward ein Freund vom Still-sigen und Studiren.

„Was brauchst du auch, so sagte ich oft zu mir selbst, was brauchst du dich in die Welt schicken zu lernen; in deines Vaters Hause und unter den Bauern, denen du zu predigen hast, wird man dich doch für einen ganz feinen und manierlichen Mann halten.“

„So blieb ich während meiner Universitäts-jahre ganz in den Büchern vergraben und wollte mich immer tiefer und tiefer hineinwühlen, als zwei unerwartete Ereignisse meinem Lebens-gang eine ganz andere Wendung gaben, der Tod meines Vaters und die Ankunft eines Oheims aus Ostindien.

„Von diesem Oheim hatte ich meinen Vater nur selten sprechen hören, und man glaubte all-gemein, daß er schon lange todt sei, als er plöz-lich in England ankam, nur eine Woche zu spät, um noch seinem Bruder die Augen zuzubrüden. Ich muß zu meiner Schande gestehen, was, wie ich glaube, öfter bei denen gesunden wird, deren Erziehung besser ist als ihre Herkunft, daß die Unwissenheit meines armen Vaters und seine ungeschliffene Sprache mich oft erröthen machte, wenn ich dachte, daß ich sein Sohn sei, und bei seinem Tode war ich nicht untröstlich, denjeni-gen verloren zu haben, über den ich so häufig in Belegenheit gekommen war. Mein Oheim war auch nicht sehr betrübt darüber, denn er war mehr als dreißig Jahre von seinem Bru-der getrennt gewesen und hatte in dieser Zeit ein Vermögen erworben, das, wie er zu sagen beliebte, einen Nabab glücklich gemacht haben würde. Daß ich es kurz sage, er hatte die unge-heuere Summe von einer Million Fr. mit herausgebracht und auf dieses Fundament baute er alle Hoffnungen von nie endender Glückselig-keit. Als er aber noch mit allerlei großen und glänzenden Plänen umging, da machte ihm, war-scheinlich weil er das veränderte Klima nicht ertragen konnte, der Tod plötzlich einen Strich durch alle seine Rechnungen; er starb nach einer kurzen Krankheit und sein ganzes Vermögen fiel mir zu.

„Und jetzt, liebe Leute, seht mich in einem Alter von 25 Jahren, wohl ausstaffirt mit Latein, Griechisch und Mathematik, im Besitze eines hübschen Vermögens, aber so ungeschliffen und plump in allem, was zu einem gebildeten Welt-manne gehört, daß ich bei allen, die mich kann-ten, nur der reiche gelehrt: Tölpel hieß.

„Ich hatte neulich ein schönes Landgut gekauft, welches vor vielen seines Gleichen den Vorzug einer gebildeten und feinen Nachbarschaft hatte. Wenn man nun an meine Herkunft und meine ungeschlachten Manieren denkt, so wird man kaum vermuthen, daß meine Gesellschaft von den umwohnenden Familien besonders gesucht sein könnte. Aber dem war nicht so. Ich erhielt mehrere, sogar dringende Einladungen, beson-ders zu solchen, welche heirathsfähige Töchter hatten. Obgleich ich nun diese freundschaftlichen Anerbietungen gerne angenommen hätte, so hatte ich mich doch wiederholt mit dem Vor-wande entschuldigt, daß ich noch nicht recht ein-gerichtet sei; aber die Wahrheit war, daß, wenn ich in der Absicht geritten oder gegangen kam, ihre Besuche zu erwidern, mir aus einmal, so-bald ich mich den Thüren näherte, das Herz da-zu fehlte, und da bin ich denn gewöhnlich wieder umgekehrt und heimggegangen, mit dem Ent-schlusse, es morgen wieder zu versuchen.

„Endlich jedoch beschloß ich, es koste auch was es wolle, meine Blödigkeit zu überwinden, und nahm daher eine Einladung zum Mittagessen bei einem Nachbar an, dessen freimüthiges of-fenes Wesen mir keinen Zweifel übrig ließ, daß ich herzlich empfangen würde. Herr Thomas von Marly, welcher etwa eine halbe Stunde Wegs von mir entfernt wohnte, war ein Baron mit etwa zweitausend Pfund jährlichem Einkommen und einem Landgute, das an das meinige gränzte. Er hatte zwei Söhne und fünf Töchter, welche alle erwachsen waren und mit ihrer Mutter und einer unverheiratheten Schwester von Hrn. von Marly, auf dem Landgute ihres Vaters wohnten. Im Bewußtsein meines ungehobelten Wesens, habe ich seit einiger Zeit Privatlektionen bei einem Professor genommen, welcher erwachsene Herren tanzen lehrt, und obgleich ich anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, so waren mir doch meine Kenntnisse in der Ma-thematik von außerordentlichem Nutzen, als er mich das Gleichgewicht des Körpers und die richtige Anwendung des Schwerpunktes bei den fünf Positionen lehrte.

Nachdem ich nun die Kunst zu gehen, ohne zu stolpern, und einen respektirlichen Kradsfuß zu machen, gelernt hatte, folgte ich dreist der Einladung des Barons zu einem Familienmahl und zweifelte nicht, daß meine neuerworbene Geschicklichkeit mich in Stand setzen würde, die Damen mit erträglicher Herzhaftigkeit zu sehen; aber ach, wie vergeblich sind alle diese Hoff-nungen auf Theorie, wenn sie nicht durch die Praxis unterstützt sind! Als ich mich dem Hause

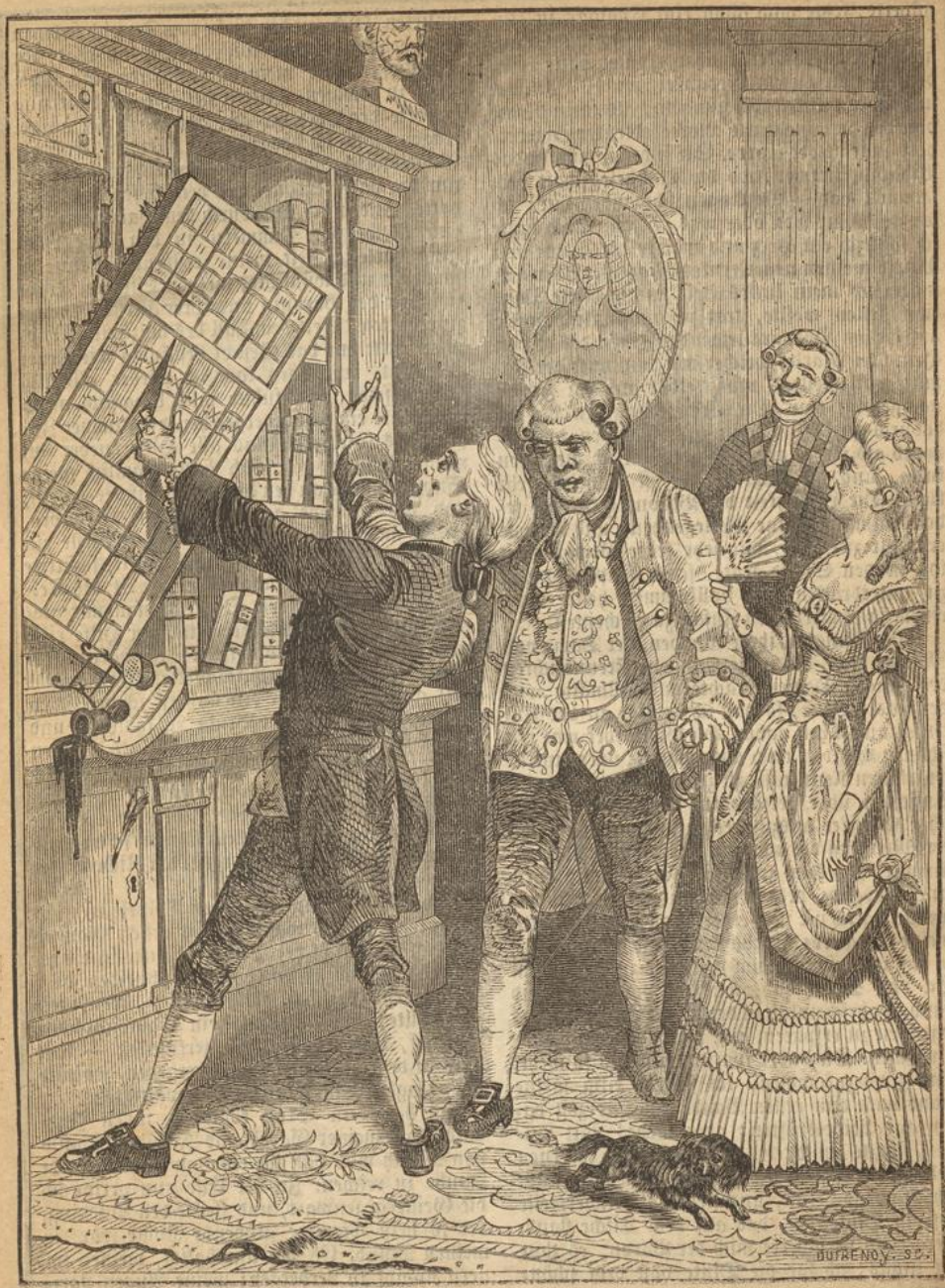
näherte, setzte mich schon eine Eschloche in Unruhe, die man bereits läutete, da ich aus Mangel an Pünktlichkeit mich verspätet hatte. Gepeiniget von diesem Gedanken wurde ich über und über dunkelcarmoisinroth, als mein Name von den verschiedenen Livreebedienten wiederholt angemeldet wurde. Sie führten mich in das Bibliothekzimmer, wo die Tischgesellschaft versammelt war — die Augen schwanden mir; ich wußte kaum, wen oder was ich sah. Doch sagte ich sogleich ein Herz und machte der Dame von Marly meinen neuerlernten Krassfuß. Aber ach, indem ich mein linkes Bein in die dritte Position stellen wollte, trat ich unglücklicherweise auf die am Podagra leidenden Zehen des armen Hrn. von Marly, welcher mir, um mich der Familie vorzustellen, unmittelbar auf den Fersen nachgefolgt war. Die Verwirrung, in die ich dadurch gerieth, ist kaum zu beschreiben, da Niemand als ein so armer Blöder wie ich, sie fassen kann, und die Zahl solcher ist wahrlich sehr klein. Die Höflichkeit des Barons zerstreute jedoch allmählig meine Verlegenheit, und ich war erstaunt zu sehen, wie sehr seine Gewandtheit ihn in den Stand setzte, seine Empfindungen zu unterdrücken und vollkommen heiter nach einem so schmerzlichen Zufall zu erscheinen.

„Die Gütigkeit ihrer Gnaden, der Dame von Marly, und die ungezwungene Freundlichkeit der jungen Damen brachte mich allmählig wieder in's Geleise, so daß ich endlich an der Unterhaltung Theil nahm. Die Bibliothek war mit schönen Händen reich ausgestattet; um meine literarischen Kenntnisse zu zeigen, wagte ich meine Ansichten über verschiedene Ausgaben griechischer Klassiker auszusprechen, in denen ich mit der Meinung des Barons vollkommen übereinstimmte. Ich kam auf diesen Gegenstand durch eine Ausgabe des Xenophon in 16 Bänden, welche, da ich nie von einer solchen gehört hatte, meine Neugierde im höchsten Grad erregt hatte, so daß ich aufstand, um sie näher zu betrachten. Hr. von Marly sah, was ich vorhatte, und stand, wahrscheinlich in der Absicht mir die Verlegenheit zu ersparen, auf, um das Buch herabzunehmen. Dieß aber spornte mich um so mehr, ihm zuvorzukommen, ich streckte eilig meine Hand nach dem ersten Bande aus und zog daran aus Leibeskräften; aber wehe! statt Bücher, stürzte ein Brett, das durch einen lebernen Ueberzug und Vergoldung wie 16 Bände aussah, tragend herab, und fiel unglücklicherweise auf ein Dintensäß, das auf dem Tische stand. Vergebens versicherte mich der Baron, es thue gar nichts; ich sah die Dinte von dem schön-

polirten Tisch auf den türkischen Teppich strömen und begann, kaum wissend was ich that, ihr Fortfließen mit meinem batistenen Schnupftuche zu hemmen. Witten in dieser Verwirrung kündete der Bediente an, das Essen sei aufgetragen, und ich bemerkte mit Freuden, daß die Glocke, welche mich antags so beunruhigt hatte, nur die halbe Stunde vor dem Essen bezeichnet hatte. Indem ich nun durch den Ausgang und eine Reihe von Zimmern in den Speisesaal ging, hatte ich Zeit, meine zerstreuten Sinne zu sammeln und wünschte, meinen Sitz am Tische zwischen der Baronin und ihrer ältesten Tochter zu erhalten. Seit dem Fall des hölzernen Xenophon hatte mir das Gesicht beständig wie Feuer gebrannt, und eben kam ich wieder allmählig zu mir selbst und fühlte mich behaglich abgeföhlt, als ein unvorhergesehener schlimmer Zufall alles Carmoisin und alle Hitze wieder auf meine Wangen rief. Ich hatte nämlich meine Suppe zu nahe an den Rand des Tisches gestellt, und als ich jetzt gegen Fräulein Eleonora, welche mir über den Stoff meiner Weste ein Compliment gemacht hatte, mich bückte, schüttete ich den ganzen siedend heißen Inhalt des Tellers auf meine Kleider. Obgleich man mir alsbald mit einer Tracht Servietten zu Hilfe eilte und meine Kleider abwischte, so waren doch meine weißen, silberdurchwirkten Hosen nicht steif genug, mich vor den äußerst schmerzlichen Wirkungen der heißen Brühe zu schützen, und einige Minuten lang war es mir, als ständen meine Füße in einem siedenden Kessel. Da ich mich aber erinnerte, wie ritterlich Hr. von Marly, als ich auf seine Zehen trat, seine Qual verberg, trug ich mein Leiden schweigend mitten unter dem halbunterdrückten Lächeln der Damen und der Bedienten.

Ich will der mannigfaltigen Tölpelereien nicht gedenken, die ich während des ersten Ganges machte, auch nicht der Verlegenheiten in die ich gerieth, als ich einen Hahn anschnaiden oder verschiedene Gerichte, die bei mir standen, reichen sollte, wobei ich bald ein Sautenäpfchen umwarf, bald ein Salsfuß zerfnidte; — laßt mich zu dem zweiten Gange übergehen, wo mich neue Unglücksfälle gänzlich überwältigten.

Ich hatte ein Stück köstlichen süßen Puddings auf meiner Gabel, als Fräulein Louisa von Marly mich bat, ihr eine mir nahe stehende Taube zu reichen. In der Eile nun verlor ich die Geistesgegenwart, und steckte den Pudding, der so heiß wie eine glühende Kohle war, in meinen Mund. Es war unmöglich, meinen innern Kampf zu verbergen; meine Augen starr-



BUTRENOY. 55.

ten an
 bei rit
 adfäng
 Zeller
 alle br
 ein Hn
 eine an
 überin,
 herausz
 harten z
 Bogerbe
 folgen
 Schöff
 helen
 den Rär
 tag Scho
 fülle. G
 Böhren
 wöbnt,
 mermen
 und gar
 fangen
 do ich w
 tette w
 die Bü
 und d
 Oelad
 llusfo
 Frau vo
 die mus
 Was mei
 dem un
 dieser B
 ohne zu
 fikt mit
 hat noch
 füllenen
 fikt mit
 tungen h
 nicht den
 und die
 Ich ab
 fikt auf
 ihm in
 Schwam
 Befind ei
 ten wür
 vorricht

Bad
 en Stad
 nen un
 puge al

ten aus ihren Höhlen, trotz der Scham und des ritterlichsten Entschlusses war ich doch genöthigt, die Ursache meiner Qual wieder auf den Teller zu speien. Hr. von Marly und die Damen alle drückten ihr Bedauern aus und jeder schlug ein Anderes Mittel vor: die Eine empfahl Del, eine andere Wasser, aber alle stimmten darin überein, daß Wein das Beste sei, um die Hitze herauszuziehen. So wurde mir denn ein Glas starken Xeresweins herbeigebracht, das ich mit Begierde austrank. Aber ach, wie soll ich die Folgen beschreiben? Ob der Bediente zufällig schlurff oder mir absichtlicher Weise einen Poffen spielen wollte, weiß ich nicht, aber er gab mir den stärksten Rhum, mit dem ich meinen ohnedies schon verbrühten und versengten Mund füllte. Ganz und gar jeder Art von gebrannten Wassern abgenügt und noch weniger daran gewöhnt, was konnte ich mit meiner Zunge, meinem Schlund und Gaumen, die so wund und gar wie gekochtes Rindfleisch waren, anfassen? Ich vermochte nicht zu schlucken, und da ich meine Hände auf den Mund drückte, sprudelte mir der Brantwein durch die Nase und die Finger wie ein Springquell über den Tisch und dabei brach der Donnersturm eines lauten Gelächters von allen Seiten los.

Umsonst schalt der Baron die Bedienten und Frau von Marly ihre Töchter; sie lachten fort, sie mußten lachen, denn immer noch war das Maß meines Unglücks nicht voll. Um mich von dem unerträglichem Zustande zu befreien, den dieser Vorfall herbeigeführt hatte, wischte ich, ohne zu bedenken was ich that, mein nasses Gesicht mit dem verhängnißvollen Schnupftuch, das noch immer feucht von den Folgen des gefallenen Fenophen war, und bedeckte mein Gesicht mit Strichen von Dinte nach allen Richtungen hin. Da konnte der Baron selbst nicht mehr den Ausbruch des Lachens zurückhalten und die Gräfin secundirte aus allen Kräften. Ich aber sprang in voller Verzweiflung vom Tisch auf, stürzte aus dem Hause und rannte heim in einem Todeskampfe von Verwirrung, Scham und Unmuth, wie sie selbst das stehende Gefühl einer schweren Schuld kaum erregt haben würde. Ich war lebträglich zur Einsamkeit verurtheilt.

Der Sohn des Deportirten.

Was mag wohl heute in der gewöhnlich stillen Stadt Lamborough sein? In den von Zäunen umgebenen Straßen rollen Wagen, Fahrzeuge aller Art, vollgepropt mit Landleuten.

Aus allen Hütten der Vorstadt schließen sich Leute dem Strome an, der wachsend seinen Weg durch die Straßen nimmt, bis er sich dem Schlosse naht. Die alte Festungsmauer wimmelt von Tagdieben und selbst die gegenüberliegende Höhe, die selten von Jemand anders als von Hirten besucht wird, nimmt an der allgemeinen Verwirrung Theil.

Aus der beim Rathhaus versammelten Menge dringen wilde Stimmen hervor, wie das Brausen des Meeres; aber plötzlich vereinigen sie sich zu einem lauten Ruf. John West, der Schrecken der Umgegend, der Schafdieb und Unruhstifter West wurde für schuldig erklärt.

»Wie lautet das Urtheil?« fragten hundert Stimmen.

Und man antwortete: »Lebenslängliche Deportation.«

Aber Einer stand weit entfernt, droben auf der Höhe — sein forschendes Auge flog mit unbeschreiblicher Angst über die Menge hin — seine blassen Wangen nahmen bei jedem Anklagepunkt ein gespensterhafteres Aussehen an, und als zuletzt das Urtheil verkündet wurde, fiel er bewußtlos zu Boden. Es war der Sohn des Verbrechers.

Als der Knabe wieder zu sich kam, war es spät am Nachmittage. Er war allein. Alles war friedlich und still. Zitternd stand er auf und sah um sich; der Boden trug die Spuren vieler Füße, die ihn getreten. Alle Einzelheiten der letzten Monate traten vor seine Erinnerung: der Aufenthalt in seines Vaters Hause, die schändlichen Kameraden desselben, die schlechten Pläne die er sie ausbrüten hörte, ihre nächtlichen verkleideten Streifereien, die Nachricht von des Vaters Verhaftung, seine eigene Flucht, der Aufenthalt bei einer weiblichen Verwandtin in der Stadt, das Gericht, der Prozeß, der Urtheilspruch.

Der Vater war immer streng gewesen; aber der Sohn konnte nicht sagen, daß er ungerecht behandelt worden wäre. Vom Vater im Himmel hatte das Kind nie reden hören. Er glaubte nun allein in der Welt zu stehen. Kummer oder die Scham, der Sohn des Deportirten geheißt zu werden, quälte ihn nicht. Wiedervergeltung, Rache, das war das Gefühl, das ihn durchglühte. Er dachte an die Menschenmenge, die herbeigeströmt war, um sich am Anblicke der Todesangst seines Vaters zu weiden; er brannnte vor Lust diese zu vernichten. O! könnte ich nur alle diese Zuschauer züchtigen: Constabler, Richter, Zeugen — aber von Allen Einen von diesen, einen Geistlichen Namens Leyton, der bestimmter und überzeugender als Alle seine Angaben vor dem

Gerichtshof gemacht. O! Könnte ich nur diesem Manne etwas Böses zufügen. Wäre dieser nicht gewesen, hätte man meinen Vater nicht überzeugen und verurtheilen können.

Widlich durchzuckte ihn ein Gedanke; seine Augen bligten wild auf: „Ich weiß wo er wohnt!“ sagte er zu sich selbst. Ich will sogleich dahin gehen. Es ist bereits beinahe dunkel. Ich will thun, was ich einmal meinen Vater sagen hörte, das er dem Squire gethan. Ich will sein Haus in Brand stecken. Ja, ja, es soll brennen; er soll selbst in der Lohbe ersticken; er soll nie mehr meinen Vater deportiren lassen.“ Er suchte sich einen Bund Zündhölzer zu verschaffen, mehr bedurfte er nicht.

Es war am Ende des Spätjahrs. Ein kalter Wind sauste durch die beinahe blätterlosen Bäume, und Georg West's Zähne klapperten in seinem Munde; seine halbnakten Glieder zitterten als er nach Millwood über die Felder hinging. „Glücklicherweise ist die Nacht ganz dunkel; der Wind wird das Feuer tüchtig anblasen!“ sagte er zu sich selbst.

Es ist etwas über 9 Uhr, aber Alles ist ruhig wie um Mitternacht. Kein Licht ist im ganzen Dorf zu sehen. Georg steigt leise über die Ringmauer des Hauses; kaum ist er jedoch hinüber, so beginnt zu seinem Schrecken ein Hund laut zu bellen. Er lauert hinter einem Heuschober nieder und wagte kaum zu athmen, da er jeden Augenblick erwarten mußte, daß der Hund auf ihn losfahren würde. Erst nach einigen Außerblicken wagte es der Junge sich zu rühren; allein nachdem sein Muth einmal abgefühlt war, hatte sich sein Rachedurst gelegt und er beschloß nach Lamborough zurückzukehren. Doch befand er sich in zu aufgeregtem Zustande; er fror, war hungrig, und was würde die Frau zu Hause sagen, wenn er so spät zurückkäme? Was sollte er thun? Wo sollte er hingehen? Mit dem Gedanken an seine verlassene Stellung kehrte auch die Erinnerung an seinen Vater, der Haß gegen die Ankläger und der Rachedurst zurück, und erfüllt von Schmerz, erhob er sich plötzlich wieder, nahm Zündhölzer aus der Tasche und strich das eine derselben. Es zündete. Er steckte es in den Heuschober bei dem er stand; es flackerte einen Augenblick daran hinauf, geht aber wieder aus. Mit Heftigkeit ergreift er die übrigen Zündhölzer und zündet sie an: da beginnt in selbem Augenblick der Hund zu bellen. Er hört die Thüre aufschließen und leise Schritte in einiger Entfernung naben. Die Zündhölzer werden rasch ausgelöscht und er versucht zu entkommen, aber eine Hand ergreift ihn an der Schulter und

eine Stimme fragt ihn in ruhigem Tone: „Was mag dich zu einem solchen Verbrechen bewegen haben?“ Ohne seine Hand zurückzuziehen, ruft der Mann um Hilfe und einige von den Herbergeilten durchsuchen die Umgegend mit ihren Lichtern. Sie finden nichts als eine Handvoll halbverbrannter Zündhölzer, die der Knabe weggeworfen, während er selbst zitternd da stand und mehrere Male der Hand zu entweichen suchte, die ihn noch immer festhielt.

Nachdem die Nachbarn heimgekehrt, wurde Georg durch einen besondern Weg in ein kleines Zimmer geführt. Die Wände waren mit Büchern besetzt, was der kleine Verbrecher beim Scheine der blaffen Flamme im Kamin sehen konnte. Der Geistliche zündete eine Lampe an und betrachtete seinen Gefangenen. Dieser sah zu Boden, während Mr. Leyton abwechselnd seine verwirrten und bleichen Züge, seine armselige Kleidung und die vor Angst bebenden Glieder betrachtete. Als Georg aufblickte, lag etwas so Theilnehmendes im Blicke des Fremden, daß der Knabe kaum glauben konnte, daß dies der Mann sei, dessen Aussagen seinen Vater hatten verurtheilen machen. Nie hatte ihn ein Mann so mitleidsvoll angesehen. Die wilden Gefühle waren in seinem Innern verschwunden.

„Du scheinst zu frieren, Junge!“ sagte Mr. Leyton, „komm näher zum Feuer und setze dich auf den Stuhl hier, während ich dich frage. Aber sprich die Wahrheit, wenn du willst, daß ich dir auf meine Art Gutes thue.“

Georg's Gesicht verrieth eine so tiefe innere Bewegung, daß Mr. Leyton noch freundlicher fortfuhr: „Armer Junge! ich will dir nur Gutes thun, sieh mich getrost an und habe Zutrauen zu mir; erzähle mir dein Unglück, denn dein Aeußeres zeigt an, daß du unglücklich bist, und ich werde dir helfen, wenn ich irgend kann.“

Das Herz des Verbrechers erweichte sich durch diese Worte. War das der Mann, dessen Haus er hatte in Brand stecken wollen und dessen Leben seiner mörderischen Hand verfallen sollte? War es vielleicht ein Kunststück, um ihn zum Geständniß zu bringen? Nein, dessen theilnehmende Züge sagten, daß er es aufrichtig meinte.

Georg war nicht gewöhnt etwas Anders zu hören, als die Flüche der Kameraden seines Vaters, die ihn schlugen und stießen, aber es war noch etwas Gutes in ihm geblieben, und bei diesen aufmunternden Worten seines Feindes fiel er vor ihm auf die Kniee, schlug seine Hände zusammen und versuchte zu sprechen, vermochte aber nur zu schluchzen.

Unterdessen trat die Frau des Herrn Leyton

ein und fragte wie es mit dem bösen Manne im Gefängniß gegangen sei.

»Er erzählte mir, antwortete Hr. Leyton, daß er einen Sohn habe, dessen künftiges Schicksal ihm mehr am Herzen liege, als seine eigene Strafe. In der heftigen Angst beschwor er mich, ich möchte seinen Sohn von einem solchen Leben retten, wie er selbst eines geführt. Er sagte mir dessen Adresse, aber ungeachtet ich mir viele Mühe gab, habe ich doch nichts ausgerichtet.

— Sagte er dir den Namen des Knaben? fragte sie.

— Ja, Georg West heißt er.

Athemlos hatte der Knabe der Erzählung des Pastors gelauscht. Als er aber seinen Namen hörte, sprang er auf und eilte nach der Thüre. Hr. Leyton hielt ihn ruhig zurück, sagend: „Du darfst nicht fortgehen.“

— Ich kann nicht hier bleiben. Ich kann es nicht ertragen sie anzusehen; lassen Sie mich gehen!

— Aber ich will dir ja nur Gutes erzeigen.

Ein neuer Thränenstrom erklickte Georg's Stimme bis er endlich schluchzend rief: »Während Sie mich suchten, um mir zu helfen, wollte ich Ihnen das Haus über dem Kopfe abbrennen. Nein, das kann ich nicht aushalten.« Er fiel nieder und barg sein Gesicht in seine beiden Hände.

Da trat eine lange Stille ein, denn die beiden Eheleute schienen ebenso gerührt wie der Knabe, der vor Scham und Angst niedergebeugt war.

Endlich sagte der Pastor: »Aber was konnte dich bewegen, ein solches Verbrechen zu begehen?«

Ueberwältigt von seinen Gefühlen, mußte Georg sich zuerst fassen, dann erzählte er mit kindlicher Einfalt seine Geschichte. Er schilderte seine Anfechtungen, seinen Kummer, die vermeintlichen Kränkungen, die er erlitten, seine Erbitterung durch das Schicksal seines Vaters, seine Raserei, als er den Jubel der Menge hörte, seine Verzweiflung, als er wieder zu sich selbst gekommen, und endlich seinen Nachdurst und den Versuch ihn zu stillen.

Als er geendigt hatte, trat Frau Leyton zu dem zitternden Knaben und suchte ihn zu beruhigen. Der Ton ihrer Stimme war etwas Neues für ihn. Er ging ihm mehr zu Herzen, als die stärksten Flüche seiner früheren Umgebung. Mit verwirrtem Blicke sah er bittend zu seinen mitleidigen Wohlthätern auf. Er sah sich um, wie einer der träumt und geweckt zu werden fürchtet. Er fühlte seine Kräfte abnehmen und verlor beinahe sein Bewußtsein. Das

edle Paar legte ihn auf ein Bett und ließ ihn allein.

Man gab ihm später etwas zu essen, und als er wieder bei sich war, stellte Hr. Leyton Fragen über die Grundwahrheiten der Religion an ihn, die dem verwilderten Knaben etwas ganz Neues waren.

Die Beleuchtung dieser Wahrheiten ließen ihn die bevorstehende Gefahr und die schrecklichen Folgen seiner verwahrlosten frühern Erziehung einsehen und schlugen tiefe Wurzeln in seinem nun für's Gute empfänglichen Herzen. Er lernte mit Freude und Erkenntlichkeit alles was sein Pfleger für seine Zukunft ersprießlich fand. Dadurch erwarb er sich, wie auch durch sein gutes Betragen und seinen Fleiß, die Wohlgewogenheit der benachbarten Eigenthümer, und wurde später Oberknecht auf einem großen Meierhose und einer der wohlhabendsten und geachteten Arbeiter der Umgegend.

Sedaine der Steinhauer.

An einem trüben Novembertage des Jahres 1731 sah man in der kleinen Stadt F in Frankreich zwei Kinder, von denen das eine zwölf, das andere acht Jahre zählen mochte, auf das Postbureau zugehen. Obwohl der Winter noch nicht gekommen war, so war das Wetter doch rauh und kalt. »Mein Gott, Bruder, sagte das jüngste von ihnen weinend — wir sind ja ganz verlassen. Unser Oheim ist todt, unser Vater auch . . . Was soll aus uns werden?«

»Sei getroßt, Honoré,« antwortete das älteste, dessen betrübte Miene und thränenvolle Augen, trotz der erkünstelten Fassung, nur zu deutlich eine innere Besorgniß verriethen, sei getroßt, du bist nicht verlassen; ich bin ja noch bei dir!«

Ach, Michel, du wirst auch sterben, so gut wie ich, — erwiederte Honoré.«

Trotz des Schmerzes, der das schöne Antlitz des ältern der Knaben verbüfferte, konnte dieser doch ein Lächeln nicht unterdrücken.

»Fürchte das nicht, erwiederte er, — nein, das wäre zu schrecklich für dich und unsere arme Mutter — Gott wird es verhüten, er wird mich am Leben erhalten, um für euch beide eine Stütze zu werden.« — Nein, erwiederte der jüngste mit der größten Rathetät, ich will recht gerne sterben;

„denn siehe, Bruder, wenn ich am Leben bleibe, so klein wie ich bin, so werde ich dir und der guten Mutter nur zur Last fallen.“

Michel drückte die Hand seines Bruders und sprach: „armer Honoré!“

In diesem Augenblick traten die Kinder in das Postwagenbureau ein.

„Mein Herr, sagte der größte der Knaben, indem er sich schüchtern einem Gitter näherte, hinter welchem ein alter Herr mit einer grünen Brille in einem Register blätterte, — können sie mir nicht sagen, wann die Post nach Paris hierdurchkommt?“

— Das muß ich doch wohl wissen, mein lieber Freund, antwortete der Alte in einem plump scherzenden Tone.

— Nun, so werden Sie mir es gefällig sagen, erwiderte Michel, eben so sehr durch die Antwort als durch die Art verlezt, wie sie gegeben worden war.

Wenn sich der Postwagen unterwegs aufhält, sagte der Registerfürst mit wichtiger Miene, so kann er vor drei Uhr nicht ankommen.

— Und wenn er sich nicht aufhält? fragte Michel.

Dann, . . . kommt es sehr darauf an, mein kleiner Freund, da kann er vor, — ja vor drei Uhr nicht da sein.

— Und was kostet ein Platz auf demselben? fuhr Michel fort, höchst unzufrieden über die verben Manieren des Herrn mit der grünen Brille.

— Je nachdem, mein kleiner Freund.

Nun? das ist verschieden: ein Platz im Wagen kostet dreißig Franken, ein Platz auf dem Imperiale, zwanzig Franken.

Michel zögerte einen Augenblick und erwiderte dann:

Wenn ich mich irre, um Verzeihung; aber sehen Sie, mein Herr, ich und mein Bruder sind noch sehr klein . . . und ich meine, wir beide nehmen nicht vielmehr als einen Platz ein.

Lies die Ordonnanz, mein kleiner Freund, sagte der Schreiber, dem kleinen Michel einen Tarif hinhaltend, auf welchem gedruckt stand: „Nur Kinder unter 7 Jahren zahlen die Hälfte des Platzes. Du und dein Bruder habt dieses Alter schon überschritten.“

— Ach, ja! — sagte Michel seufzend, und legte mit Schrecken die Hand auf seine Tasche, die von dem Schätze, den sie enthielt, leider nur allzu wenig ausgedehnt war.

— Ach, ja — wiederholte der kleine Honoré gleichfalls seufzend und seinen Bruder anblickend — ich bin acht und mein Bruder zwölf Jahre alt.

— Dein Bruder, ja . . ., das sieht man, brummte der Bureauchef, und maß bald den einen, bald den andern der Knaben mit den Augen; wenn du aber gesagt hättest, du wärest nur sechs Jahre alt, auf Ehre ich hätte dir's geglaubt. Damit gab der Mann, welcher ohne Zweifel die Verlegenheit beider Kinder wahrgenommen hatte, dem kleinen einen Wink und sprach: „Aber ich wette, du irrest dich; du bist noch nicht acht Jahre alt, nicht wahr, du zählst erst sechs? Sage, habe ich recht, — erst sechs?“

„Mein guter Herr, antwortete Honoré mit der zutraulichsten Offenheit, ich kann nicht sagen sechs; denn ich bin ja auf St. Honoréstag neun Jahre alt.“

„Meinetwegen sage fünfzehn Jahre und zahle deinen ganzen Platz,“ erwiderte der Buchhalter, ungebulbig, daß das Kind seinen Wink nicht verstanden hatte.

Jetzt traten verschiedene Personen in das Bureau; Michel, welcher sich aus Schüchternheit und Scham zurückgezogen hatte, sah die Reisenden dem Gitter sich nähern, nach dem Preis fragen, und ohne lang zu handeln, die geforderte Summe hinwerfen.

Als er sah, daß, wenn er sich nicht eilte, alle Plätze besetzt würden, trat er abermals an's Bureau, steckte nachlässig die Hand in die Tasche und fragte mit einem Tone, der das berbe Wesen der Reisenden nachamte:

— „Einen Platz nach Paris, mein Herr!“

Es ist nur noch einer auf der Imperiale übrig, kostet 20 Franken, sagte der Postmeister, ohne die Augen zu erheben. Aber beim Anblick der kleinen Hand, die ihm das Geld hinhielt, sah er auf, erkannte den kleinen Michel und fragte: „Für dich, oder für deinen Bruder?“

— Für meinen Bruder, antwortete Michel.

„Und du? fragten zu gleicher Zeit der Schreiber und Honoré.“ Michel antwortete weder dem einen, noch dem andern; er zahlte die 20

Franken, und bekam dagegen ein kleines Blatt Papier, Jetzt hörte man vor dem Posthause das Rollen von Rädern; ein Conducateur trat herein, packte einige Bündel auf und rief: „Meine Herren, der Postwagen nach Paris.“

Indem Michel seinen Bruder nach dem Wagen begleitete, konnte letzterer sich nicht zurückhalten, und fragte:

— Und du, mein Bruder?

„Ich? — kümmere dich nicht um mich, Honoré!“

— Aber, ich will nicht allein nach Paris, Michel.

— Du wirst mich allein dahin gehen . . .

— Aber, wie reistest du dahin? da du nur einen Platz für mich genommen hast.

— Das geht dich nichts an, Honoré — sagte Michel sanft; gib nur Acht, wenn du da hinauf gestiegen bist, nicht herunter in die Straße zu sehen; du könntest schwindlich werden und herabfallen.

— Das Geschrei des Conducateurs: Eingestiegen, meine Herren, unterbrach den Abschied der Kinder. Honoré stieg die Leiter hinauf und setzte sich zwischen die Pakete; der Conducateur bestieg seinen Sitz, der Postillon knallte und das Rasseln des Wagens auf dem Pflaster überdönte die Stimme Honoré's, die noch einmal seinem Bruder zurief!

— Und du, Michel? —

Der Postwagen rollte zum Thore der Stadt hinaus und Niemand in demselben hatte noch ein Kind bemerkt, das ihm nachlief und alle seine Kräfte anstrengte, um ihm immer zur Seite zu bleiben. Endlich sah es der Postillon.

He! Kleiner, rief er ihm zu, was machst du, denkst du gar nicht an deine Gesundheit?

Als das Kind nicht antwortete, fügte er hinzu: Oder willst du vielleicht Läufer Seiner Majestät werden?

Michel, der jetzt die Augen erhob und die Worte des Postillons vernahm, ward ganz roth, blieb aber dennoch deswegen nicht zurück.

Der Conducateur mischte sich nun auch in die Sache.

Ich sehe wohl, rief er, was er will; er will sich die Beine ablaufen. Nicht wahr?

— Wenn das der Fall wäre, so würde ich das

beste Mittel gewählt haben, erwiderte Michel immer fortlaufend.

— Besonders, wenn du gleichen Schritt bis Paris hältst.

— Ihr habt Recht, mein Herr, antwortete Michel.

Nichts schlägt den Spott besser nieder, als gleicher Spott; man antworte nur auf den Scherz im Ton des Scherzes und der Wigbold wird sich bald zur Ruhe begeben. Das sehen wir jetzt am Conducateur.

Der Postwagen näherte sich nun einer Station; die Pferde gingen im Schritt und Michel konnte Athem schöpfen. Als er sich den Schweiß abtrocknete, der sein Gesicht bedeckte, war seine erste Sorge, einen Blick auf seinen Bruder zu werfen. Er wollte aus dem Anblick des geliebten Gegenstandes Kräfte zur Fortsetzung seines anstrengenden Vorhabens schöpfen; aber er sah bleich, durchfroren und schnatternd aus.

— Du frierst, Honoré! rief er ihm zu.

Ein heftiges Zähneklappern verhinderte Honoré, zu antworten; alsbald zog Michel ohne zu bedenken, daß er sich die heftigste Erkältung und selbst den Tod zuziehen könnte, sein Kleid aus und warf es seinem Bruder zu.

— Ziehe es an, Honoré! es wird dich warm halten.

Bei den ersten Worten Michels hatten die Reisenden ihre Blicke noch gleichgültig auf ihn gerichtet; aber bei dieser Selbstaufopferung waren alle Herzen gerührt, und es war selbst bis auf den Postillon keiner, der sich nicht einen Vorwurf über die Scherze machte, die sie sich zuvor erlaubt hatten.

— Armes Kind! sagte zuerst eine junge Dame, indem sie Michel herbeirief.

Dieser näherte sich dem immer langsamer gehenden Postwagen und grüßte höflich.

— Warum beraubst du dich deines Kleides und wirfst es dem Kinde auf dem Imperiale zu? fragte sie ihn mit einer sanften, gerührten Stimme.

— Madame, dieses Kind ist mein Bruder, antwortete Michel.

— Und durch welchen Zufall gehst du zu Fuße, während dein Bruder auf dem Wagen sitzt?

— Es geschah nicht durch einen Zufall, Ma-

dame, antwortete Michel lächelnd, es geschah absichtlich.

— Das ist sonderbar, fiel der Gatte der jungen Dame ein, dessen Blicke jetzt Michel wahrten; aber es scheint mir, als hätte ich dieses Kind im Postbureau zu F. . . . bemerkt.

— Ja, er war dort, sagte ein dritter Reisender; er hat dort einen Platz für seinen Bruder genommen.

— Seitdem habe ich ihn von dort bis hierher laufen sehen, bemerkte ein Viertes.

— Fandest du vielleicht keinen Platz im Wagen? fragte die Dame, sich an Michel wendend.

— Verzeihen Sie, Madame, antwortete dieser, eine falsche Scham überwindend, ich hatte kein Geld, um den Platz zu bezahlen.

— Und er hat einen für seinen Bruder bezahlt!

— Ja, Madame, und als er sah, daß sein Bruder vor Kälte zitterte, hat er sich seines Kleides beraubt, ihn damit zu bekleiden, sagte der Conducateur, der von seinem Sitze gestiegen war, um bis zur Station zu Fuß zu gehen.

— O, das ist schön, das ist rührend, das ist herrlich, riefen alle Reisenden im Postwagen. Wenn das erste Gefühl einer Frau ist, einen Unglücklichen zu bedauern, so ist das zweite fast immer, ihm zu helfen. So die junge Dame. Sie rief Michel herbei.

— Wie viel sollte denn der Platz kosten, fragte sie.

— Zwanzig Franken, Madame, und ich hatte nur achtzehn.

Der Blick, den die junge Dame jetzt auf ihre Reisegefährten warf, war so ausdrucksvoll, so fürbittend, daß Jeder mit der Hand in die Tasche fuhr, und einen Augenblick hernach glänzten mehrere Geldstücke in der Hand der Dame, die dann dem Conducateur sagte: Hier der Preis für den Platz, und laßt das Kind in den Wagen sitzen.

Der Conducateur nahm das Geld, gab es Michel und sprach:

— Behalte es, du kannst es sonst brauchen; du sollst neben mich auf den Boock sitzen; so brauchst du keinen Platz zu bezahlen.

— Ich danke Euch, erwiderte Michel, indem er sich auf den Boock schwang, wo er sich mit

einer höchst behaglichen Miene niedersetzte. In dem erlaubte mir zu bemerken: hättet ihr mir das Anerbieten früher gemacht, so hättet ihr mir eine schreckliche Müdigkeit ersparen können.

— Glaubst du denn, daß ich dir's angeboten hätte, ohne dein gutes Herz für deinen Bruder?

— Dann, Dank meinem Kleide, sagte Michel; aber, wenn Ihr mir einen Platz gebt, der mich nichts kostet, warum soll ich den Herren und Damen das Geld abnehmen?

— Du bist wohl sehr reich, weil du so schöne Fünffrankenstücke nicht annehmen willst.

— Ach! nein, sagte Michel seufzend.

Als die Kutsche still stand, streckte die Dame, die das Gespräch zum Theil gehört hatte, ihren Kopf zur Wagenthüre heraus und sprach zu Michel.

— Seid ihr Waisen, du und dein Bruder?

— Nein, Dank sei Gott, Madame, wir haben noch unsere Mutter.

— Wie kommt es denn, daß ihr beide in diesem Alter auf öffentlicher Landstraße seid?

— Madame, antwortete Michel, als unser Vater vor zwei Jahren starb und unsere Mutter zu arm war, um uns zu erziehen, schrieb ihr Bruder, welcher in F. . . . wohnte, er wolle uns erziehen. Nach vielen Thränen und Umarmungen entschloß sich unsere gute Mutter dazu, und wir machten uns nach dem Wohnorte unseres Oheims auf; aber seit vierzehn Tagen ist dieser todt. . . . Es scheint, daß er mehr Schulden als Vermögen hatte; denn am Tage nach seinem Tode haben die Gläubiger uns fortgejagt, so wie wir gingen und standen, ohne uns zu erlauben, etwas mitzunehmen; glücklicherweise besaß ich 38 Franken, die sie nicht gesehen hatten, und damit habe ich den Platz Honoré's bezahlt.

— Arme Kinder! tönte es im Innern des Wagens. Aber da beide jetzt behaglich saßen und ihnen wenigstens für den Augenblick nichts mangelte, vergaß man sie. Unglücklicherweise sind die reichen Leute so . . . weil ihre Zukunft sie nicht kümmert, denken sie auch nicht an die anderen Menschen. Ihnen ist die Gegenwart Alles; darum helfen sie nur für den gegenwärtigen Augenblick.

Arme Leute, die nicht mit ihrer Kasse helfen können, versuchen ihren hilfsbedürftigen Mit-

menschen manchmal auf eine andere Weise nützlich zu werden; und das ist oft eine weit wirksamere Hilfe, als die, welche durch Geld geleistet wird. So war es bei dem Conducteur.

— Was war euer Vater? fragte er die Kinder.

— Er war Baumeister, antwortete Michel.

— Und eure Mutter, mein kleiner Freund!

— Sie trieb kein besonderes Geschäft, so lange unser Vater lebte; was sie jetzt treibt, weiß ich nicht.

— Was hast du nun vor, wenn du nach Paris kommst, mein Kind?

— Ich werde thun, was ich kann, um meine Mutter zu unterstützen und zur Erziehung meines Bruders beizutragen.

Der Conducteur besann sich einen Augenblick, und sagte dann:

— Höre, mir kommt ein Gedanke: ich kenne ganz genau den Vetter des Bruders des Oheims des Kammerdieners eines Architekten, und wenn du willst, so will ich dich ihm empfehlen.

— Wem? fragte Michel, der sich in der langen Kette von Bekanntschaften nicht zu finden wußte.

— Zunächst dem Vetter; der muß dich dem Bruder, dieser dem Oheim, der Oheim dem Neffen empfehlen, welcher, wie gesagt, Kammerdiener des Herrn Büron ist, und empfohlen wird dich seinem Herrn, dem Architekten, der dir vielleicht Arbeit geben kann.

Michel seufzte.

— Und er wird mich gebrauchen, Steine zu behauen, nicht wahr? — Nachdem ich also meine Studien begonnen und es fast bis zur Philosophie gebracht habe, soll ich damit endigen, Steine zu behauen! — Nun setzte er endlich hinzu, indem er sein gebeugtes Haupt entschlossen erhob — wenn nur mein Bruder und meine Mutter nichts entbehren müssen, so ist es meine Pflicht, keine Art von Arbeit zu scheuen.

Gesagt, gethan. Der Conducteur hielt bei seiner Ankunft in Paris Wort, und Michel sah vermittelst der Verwandtschafts- und Bekanntschaftskette, die wir schon erwähnt haben, sich bald als Steinhauer in einer Arbeitshalle angestellt.

Das arme Kind, das an ein weiches und ge-

mächtliches Leben gewöhnt war, konnte sich nur mit großer Anstrengung und Ueberwindung in die neue Lebensart schicken; in den ersten Tagen bezeugten seine mit Blasen bedeckten Hände sein Leiden; aber wenn er am Zahltag stolz und glücklich seiner Mutter den Wochenlohn brachte, so waren seine Leiden ihm reich aufgewogen. . . . Etwas quälte ihn aber dennoch unaufhörlich, daß er nämlich seine Studien hatte liegen lassen müssen. Aber was vermag nicht der rastlose Eifer, sich zu unterrichten? Nach Verfluß einiger Wochen hatte sich Michel Bücher verschafft, und er verwandte nun die Stunden und Augenblicke, welche die Maurer gewöhnlich mit Essen und Schlafen zuzubringen pflegen, auf seine Studien.

Die Art, wie er seine Ruhezeit anwandte, und die ihn so sehr vor seinen Kameraden auszeichnete, zog bald die Aufmerksamkeit seiner Obern auf ihn, des Maurer- und Steinhauermeisters. Anfangs machten sie sich über ihn lustig, nannten ihn den kleinen Gelehrten, den kleinen Bedanten, den kleinen Lesenarren, den kleinen Studiosus; da aber alle Spöttereien Michel nicht irre machten und er nur desto eifriger in seinem Studium fortfuhr, so singen diese nämlichen Leute an, eine Art von Respekt für dieses Kind zu bekommen, dessen Geduld und Sanftmuth unüberwindlich war.

Eine Unpäßlichkeit, die sich der Knabe durch seine schwere Handarbeit und sein anstrengendes Studiren zuzog, wurde die Ursache einer Veränderung seiner Lage.

Eines Tages, als Herr Büron die Arbeiten eines Hauses beschaute, das er in den Eliseischen Feldern bauen ließ, fiel ihm das leidende Aussehen eines jungen Steinhauers, noch mehr aber etwas Edles und Zartes in seinen Gesichtszügen auf. Als die Ruhestunde seiner Arbeiter gekommen war, suchte er das interessante Kind auf, und da er es nicht in der Schenke bei den andern fand, fragte er, wo es sei;

— Wer? der kleine Studiosus? antwortete ein Arbeiter — er muß ganz in der Nähe in irgend einer Ecke sitzen und sein Stück Brod mit einem Buche vor den Augen verzehren.

— Erlaubt ihm sein Lohn nicht, mit euch zu essen? fuhr Büron weiter fort.

— Um! sein Lohn . . . antwortete ein anderer — ich weiß nicht, was er mit seinem Lohn anfängt; aber so viel ist gewiß, daß er ihn weder verliert noch vertrinkt.

— Ja, der reißt sich auf, — fügte ein dritter gleichgültig hinzu.

— Herr Biron verließ die Schenke begieriger als vorher und kehrte nach der Arbeitshalle zurück; hier bemerkte er Michel alsbald.

Auf einem kleinen Steine saß der junge Arbeiter; vor sich auf einem größern hatte er ein Stück Brod, ein Glas Wasser, die Werke des Horaz, ein Heft Papier, Federn und Dinte und übersehte mitten unter dem Essen.

Der Architekt sah ihn einen Augenblick mit tiefer Rührung an.

— Was machst du da? sagte er endlich, da er seine Bewegung nicht länger unterdrücken konnte.

Ueberrascht wollte Michel seine Arbeit verbergen; aber als er sah, daß dieses unmöglich war, antwortete er stammelnd:

— Verzeihung, Herr, ich versuche Horaz zu übersetzen.

— Und recht gut, wahrhaftig, sagte Herr Biron, von der Uebersetzung angezogen, und bei jeder Zeile in Ausrufung der Bewunderung und des Erstaunens ausbrechend, — vortrefflich, herrlich, vollkommen. — Wer ist dein Lehrer?

— Ich habe keinen — antwortete bescheiden Michel.

Aber du bist kein gewöhnliches Kind, erwiderte der Architekt immer mehr erstaunt. Deine Eltern besaßen ohne Zweifel Bildung, da sie dir den Geschmack für die Wissenschaften eingeprägt haben. Wo ist dein Vater?

— Er ist todt, — sagte Michel, die Augen niederschlagend.

— Wie hieß er?

— Sedaine.

— Sedaine! — wiederholte Biron, das war ja ein Kollege von mir, ein Architekt; wie kommt es, daß du da in der Steinhauerhalle dich befindest?

— Ich bin die einzige Stütze meiner Mutter und meines Bruders.

— So jung! . . . Wie alt bist du, edles, vortreffliches Kind.

— Bierzehn Jahre, Herr.

— Sedaine, sagte der Architekt, achtungsvoll die Hand des Steinhauers ergreifend, verlasse deine Schürze und deine Meißel; willst du mein Zögling werden?

— O, mein Herr, sagte der junge Sedaine mit freudestrahlendem Blicke, — o, mein Herr; aber meine Mutter und mein Bruder. Wer wird sie ernähren? während ich studire.

— Ich! sagte Biron, und drückte den Knaben mit Entzücken an sein Herz; — ich; — komme, der gute Sohn, der gute Bruder kann nur ein edler Mann, ein Mann von Verdienst sein. Komme, was ich eben gesehen und gehört habe, bürgt mir für die Zukunft.

— Thränen und ein leiser Kuß auf die Hand seines neuen Beschützers war der einzige Dank, welchen Michel vorzubringen vermochte; er folgte dem Herrn Biron, der ihn unter die Zahl seiner Zöglinge aufnahm, und endlich ward er der Gehilfe seiner Arbeiten.

Der Beruf als Architekt verhinderte Sedaine nicht, in der Folge auch den Wissenschaften obzuliegen, und so zeichnete er sich vorzüglich durch treffliche dramatische Leistungen aus.

Johann Michel Sedaine, welcher in seinem sechzigsten Jahre Mitglied der Akademie geworden, starb nach einer langen Krankheit im Alter von achtundsebzig Jahren.